Michael Giesecke

STADT, HOF UND INKUNABEL

Die Entstehung der neuzeitlichen Fachliteratur und Belletristik im Übergang von der unmittelbaren Interaktion zu den öffentlichen typographischen Netzen

Bielefeld, April 1985

Völlig überarbeitete und erheblich ergänzte Schriftfassung eines Vortrags auf der von Hans-Ulrich Gumbrecht organisierten Internationalen Tagung ‚Der Beginn der Literatur. Hof und Stadt als Kommunikationssituationen/Bücher und Manuskripte als Kommunikationsmedien – Zum Umbruch von Sprech-, Schreib- und Interaktionsformen zwischen 1450 und 1550', Universität Gesamthochschule Siegen, 1983

Zum Kontext dieses Aufsatzes vgl. den Tagungsband von Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Spangenberg, Dagmar Tillmann-Bartylla (Hg.): Der Ursprung von Literatur, Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650. München 1988

abstract:
Ich beschäftige mich in diesem Beitrag mit Wandlungen im kommunikativen Netzwerk der spätmittelalterlichen Kultur, die durch den Einsatz typographischer Medien und durch andere Faktoren möglich wurden. Jede Kultur zeichnet sich bekanntlich dadurch aus, daß sie aus den unübersehbar vielen Möglichkeiten, der Vernetzung von Kommunikatoren (Menschen und Gemeinschaften, Tiere, Pflanzen, Technik u.a.) einzelne auswählt und so festlegt, welche Kommunikationssysteme beständig gebildet werden. Nur wenn Ereignisse und Medien zum Aufbau dieser Systeme genutzt werden, erhalten sie das Prädikat ‚kommunikativ'.

Sowohl in Fachliteratur als auch in der Belletristik gibt es Textsorten, die sowohl als Manuskripte als auch im Druck existieren. Als Beispiele werden die ‚Gesundheitslehren' (Regimen) und die ‚Cancioneiros' der iberischen Halbinsel herangezogen. Die Untersuchung zeigt, daß diese von der i.w.S. sprachlichen Struktur her ähnlichen Texte zum Aufbau ganz unterschiedlicher Sozialsysteme genutzt wurden, je nachdem ob sie als Handschrift oder im Druck zirkulierten. Sie sind m.a.w. Vernetzungsmedien in unterschiedlichen Kommunikationssystemen. Sind die neuen Vernetzungsstrukturen einmal etabliert, können sie auch für die Verbreitung von Informationen, die für andere Medien konzipiert wurden, z.B. für Manuskripte, genutzt werden. Ebenso lassen sich Informationen, die ursprünglich für skriptographische Kommunikationssysteme gedacht waren, im Druck verbreiten.
Belletristik und Fachprosa unterscheiden sich durch die unterschiedliche Typisierung der Kommunikatoren und durch unterschiedliche Normalformen der sozialen Informationsverarbeitung.

Gliederung

❑ Rede, Manuskript und Druck in einer alltäglichen Perspektive

- ❑ Soziale Systeme in einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive
- ❑ Historische Veränderungen aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht
- ❑ Rekonstruktion der sozialen Einbettung des 'Pestbüchleins'
- ❑ Ausblick auf die Veränderungen der 'vergnüglichen' Literatur
- ❑ Die ‚Unterhaltungsliteratur' (Canconeiros) in den alten und in den neuen Netzen

Anmerkungen

1. Rede, Manuskript und Druck in einer alltäglichen Perspektive

Aus einer alltäglichen Einstellung betrachtet, erscheint uns heute jede beliebige sprachliche Äußerung, die in einem Gespräch gemacht wird, als ein soziales und kommunikatives Ereignis. Eine ähnliche Einstellung wie gegenüber der gesprochenen Sprache besitzen wir gegenüber gedruckten Büchern und Texten: Es ist heute selbstverständlich, daß jeder gedruckte Text ein öffentliches, 'soziales' Ereignis ist und insoweit bezeichnen wir 'Bücher' auch in der Umgangssprache als 'Medien' der Verständigung. Nicht mehr ganz so eindeutig ist die alltägliche Bewertung handgeschriebener Texte, der Manuskripte.[1] Man verspürt sogleich das Bedürfnis zu differenzieren: Beim 'Brief' ist die kommunikative Funktion - zumindest sofern er abgeschickt wird und nicht bloß ein Entwurf bleibt - unübersehbar, bei handschriftlichen Rezepten, Tagebüchern, Notizen, Listen, Konspekten u.v.a.m. ist der soziale Charakter fraglich und man wird ihn oft verneinen. Eher wird man darauf hinweisen, daß das Schreiben die Entwicklung der eigenen Gedanken unterstützt oder daß Manuskripte das Gedächtnis entlasten. (Link)

Kann man, um ein naheliegendes Beispiel zu wählen, sagen, daß die verschiedenen handschriftlichen Entwürfe, die bei der Konzipierung dieses Aufsatzes entstanden sind, soziale, kommunikative Medien sind? - Manche dieser Notizen sind in dem Papierkorb gelandet, ohne daß sie von mir - geschweige denn von anderen Personen - (nochmals) gelesen wurden. Sie sind aber nicht deshalb dorthin - und nicht zum Leser! - gewandert, weil sie irgendwelche Defekte besaßen, sondern weil sie ihren Dienst erfüllt hatten. Dieser war dann offenbar kein sozial kommunikativer, sondern ein anderer. Die Notizen werden weder von mir noch vermutlich von jemand anderem als ein soziales Medium wahrgenommen.

Blickt man auf diese Überlegungen zurück, so fällt eine weitgehend synonyme Verwendung sowohl der Ausdrücke 'sozial' und 'kommunikativ' als auch der Formulierung kommunikative 'Ereignisse' und kommunikative 'Medien' auf. In der Umgangssprache werden Äußerungen, Manuskripte und Bücher sowohl als 'kommunikative Ereignisse' als auch als 'Medien' bezeichnet. Kommunikative Ereignisse können immer auch 'sozial' genannt werden. Weiterhin zeigt die Betrachtung, daß sich gesprochene und gedruckte Sprache einerseits und Manuskripte andererseits hinsichtlich ihrer kommunikativen (und sozialen) Valenz unterscheiden: Rede und Druck erscheinen a priori als soziale Ereignisse und Kommunikationsmedien - die handgeschriebenen Texte besitzen zwar eine soziale und kommunikative Potenz, diese wird aber keineswegs immer realisiert. Nicht alle Manuskripte sind Kommunikationsmedien. Man hat den Eindruck, daß viele handschriftliche Texte ein sehr persönliches Werkzeug sind, welches noch einer besonderen Aufbereitung bedarf, um 'sozialisiert' zu werden. Eine Form einer derartigen Sozialisierung scheint der Druck von Manuskripten zu sein. Diese Möglichkeit ist aber erst eine Erscheinung der frühen Neuzeit, da in der historischen Entwicklung Schrift und Druck nicht gleichzeitig entstanden sind. Als was die Manuskripte in der Zeit vor der Einführung des Buchdrucks und der entsprechenden Umgestaltung der sozialen Verhältnisse behandelt wurden, ist eine ziemlich ungeklärte Frage, auf die es je nach den ins Auge gefaßten Textsorten unterschiedliche Antworten gibt. Sicherlich wird es eine Übergangszeit gegeben haben, in denen die gedruckten Bücher noch viele Charakterzüge der (unsozialisierten) Manuskripte der vorangehenden historischen Periode widerspiegelten. Die Bezeichnung 'Inkunabel' dürfte u.a. aus dem Bedürfnis erwachsen sein, diesen zwiespältigen Charakter der frühen Drucke zu betonen und sie von den entwickelten, späteren Formen

der gedruckten Literatur abzugrenzen.

Die nachfolgenden theoretischen Überlegungen und die beispielhaften Analysen sollen einen Betrag zur Klärung dieses zwiespältigen Charakters der frühen Drucke und der sozialen Zusammenhänge, in die die Inkunabeln damals eingebettet waren.

2. Soziale Systeme und Medien in einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive

Selbstverständlich gibt es viele Möglichkeiten, die in einer alltäglichen Einstellung gesammelten Befunde zu systematisieren und der Frage nach dem zwiespältigen Charakter der Inkunabeln nachzugehen.

Link

Unumgänglich ist es freilich, die alltägliche Einstellung zu verlassen und die Vielfalt ihrer Perspektiven zu reduzieren, wenn man über eine erzählende Darstellung hinausgelangen und zu erklärungskräftigen Modellen kommen will.[2] Dies gilt zumal für historische Phänomene, weil deren zeitgenössische alltägliche Bedeutung von unserem gegenwärtigen Standpunkt aus nicht mehr intuitiv erfahrbar ist.[3]

Meine eigene Sichtweise bezeichne ich als 'kommunikationswissenschaftlich'. Ich versuche sie im folgenden auf den zur Verfügung stehenden begrenzten Raum in Ausschnitten kurz zu skizzieren.[4]

Unter 'Kommunikation' verstehe ich ein permanentes Problem in komplexen, differenzierten, dynamischen und selbstreferentiellen Systemen. Für die anstehenden Zwecke reicht es aus, zwei grundlegend unterschiedliche Klassen von Systemen zu unterscheiden, soziale Systeme und - als einer speziellen Ordnung psychischer Systeme - Personalsysteme. In sozialen Systemen kann man das kommunikative Problem - unter Berücksichtigung der eben gemachten Einschränkungen - als 'Verständigung über Themen' bestimmen. Themen sind beliebige materielle oder symbolische Ausschnitte aus der Umwelt der Systeme. Die Verständigung in sozialen Systemen findet zwischen Selektionszentren (Kommunikationspartnern) statt. Jedes soziale Ereignis leistet einen Beitrag (und nicht mehr!) zu einer Verständigung über Themen.

Diese Perspektive zwingt dazu, immer wenn man von 'Kommunikation' spricht, nach Systemen und immer wenn man von sozialer Kommunikation spricht, nach sozialen Systemen zu suchen, die Selektionszentren, zwischen denen die Verständigung stattfindet, zu ermitteln und die Themen zu identifizieren, zu denen die Ereignisse (Äußerungen, Manuskripte, Bücher) einen Beitrag leisten. Natürlich gibt es sehr viele solcher Systeme und es ist die Aufgabe einer kommunikationswissenschaftlichen Taxonomie 'gleichartige' Systeme zu übergreifenden 'Familien' und 'Gattungen' zusammenzuschließen und die Unterscheidungsmerkmale zwischen den verschiedenen Arten, Familien und Gattungen zu benennen. Auf einer sehr allgemeinen Ebene empfiehlt es sich, zwischen den Ordnungen der 'einfachen', der 'organisierten' Sozialsysteme und der 'Gesellschaftssysteme' zu unterscheiden.[5]

Einfache Sozialsysteme sind (u.a.) durch eine face-to-face Beziehung zwischen den Selektionszentren gekennzeichnet. Die Selektionszentren bezeichne ich als ‚Personen'. Personen sind zwar keine Personalsysteme - diese können keine Ele-

mente von Sozialsystemen sein - aber sie sind selektive Repräsentanten der (interpenetrierenden) Personalsysteme.[6]
Sie repräsentieren die Personalsysteme nicht nur symbolisch, sondern auch ‚leiblich' und sie sind potentiell in der Lage, nicht nur einen momentanen Zustand, sondern auch die Biographie der Personalsysteme zu repräsentieren. Als Themen in einfachen Sozialsystemen kommen Ausschnitte aus der wahrnehmbaren Umwelt dieser Systeme oder aus der Umwelt der (interpenetrierenden) Personalsysteme in Frage. Im Gegensatz zu organisierten Sozialsystemen ergeben sich die Themen naturwüchsig, unkontrollierbar durch die Personen. Jede Person kann nur einen Beitrag liefern, nicht aber das Thema festlegen. Nur im nachhinein ist festzustellen, über welche Themen eine Verständigung stattgefunden hat. Als organisiert werden demgegenüber Sozialsysteme bezeichnet, deren soziale Funktion und damit auch deren mögliche Themen vorab festgelegt sind. Mitgliedschaft in diesen Systemen setzt voraus, daß die systemspezifischen Funktionen und Themen im Prinzip anerkannt werden. Die Selektionszentren bezeichne ich als soziale Rollen. Sie nehmen während des (institutionellen) Ablaufs verschiedene sozial normierte Positionen ein. Alle organisierten Sozialsysteme verfügen über Mechanismen, um ‚Abweichungen' vorzubeugen und diese gegebenenfalls zu korrigieren.
Gesellschaften sind die abstrakteste Ordnung sozialer Systeme. Schon die Anzahl der Selektionszentren ist im Prinzip weder für das System als Ganzes noch für die Selektionszentren überschaubar. Die Kommunikationspartner repräsentieren keine Personalsysteme, sondern sind selbst Repräsentanten von Rollen oder von organisierten Sozialsystemen. In Gesellschaften kommunizieren mit anderen Worten Abstraktionen höherer Ordnung miteinander. Insoweit setzen Gesellschaften die Existenz organisierter Sozialsysteme voraus. Beide Systemordnungen bilden zur Stützung ihrer Identität ‚(Eigen)Namen' aus. Das permanente kommunikative Problem der Gesellschaften besteht darin, symbolische Umwelten zu schaffen und auf diese Weise Systemgrenzen für das System sichtbar werden zu lassen. Jeder Verständigungsprozeß erfordert höherstufige Idealisierungen (Abstraktionen), die selbst in unterschiedlichem Umfang von dem System reflektiert und kodifiziert werden.

Diese Kodifizierung betrifft nicht nur die Typik der Selektionszentren/Kommunikationspartner, sondern auch die Themen und das Medium der Verständigung. Gesellschaften benötigen eine standardisierte, regulierte Schriftsprache. Diese kann nicht mehr in einfachen Sozialsystemen (Muttersprache), sondern nur noch in organisierten Sozialsystemen (Schule) gelernt werden. Ihre Beherrschung ist eine Mitgliedschaftsbedingung für das betreffende soziale System.

Das Verhältnis zwischen (sozialen) ‚Ereignissen' und ‚Medien' läßt sich im Anschluß an systemtheoretische Vorstellungen als Beziehung zwischen ‚Selektion' und ‚Selektionsverstärker' darstellen. Phänomene wie beispielsweise Bücher (auch ‚Inkunabeln') können einmal als ein Ereignis in einem sozialen System betrachtet werden, welches durch seinen Beitrag zur Lösung eines kommunikativen Problems (u.a.) charakterisiert ist. Zum anderen kann das Phänomen auch als ein ‚Kommunikationsmedium' betrachtet werden. In diesem Fall fragt man nach den Mitteln oder Werkzeugen, mit deren Hilfe der Beitrag konstituiert, Ausschnitte von Umwelt fokussiert und/oder symbolisiert werden. In anderen, kooperativen, Zusammenhängen ist die Tatsache, daß Selektionen verstärkt werden können, vielleicht eher geläufig: ein Hammer verstärkt die Armbewegung, ein Fahrrad die Fortbewegung usw..

Im Prinzip können Medien Selektionen auch in einer solchen Weise verstärken, daß diese eine andere Qualität von Selektivität gewinnen, als Elemente des ‚alten' Systems zu ‚stark' werden und die Bildung neuer Systeme anregen. Diese Potenz ist bei Kooperationsmedien wie z.B. den Maschinen hinlänglich bekannt: Dampfmaschinen verstärken nicht bloß die Muskelkraft, sondern ersetzen sie so weitgehend, daß aus ursprünglich handwerklichen neue produktive Sozialsysteme entstehen. Werkzeugmaschinen verstärken nicht nur die Fingerfertigkeit der Handwerker (als Selektionszentren), sondern können diese auch in erheblichem Umfang ersetzen und damit das soziale System verändern, in dem sie ursprünglich nur als Selektionsverstärker eingesetzt werden sollten. Einen ähnlichen katalysatorischen, dynamischen Effekt hat auch der Buchdruck: er verstärkt nicht nur die Möglichkeit eines Sprechers, viele Zuhörer zu erreichen, sondern er macht seine ‚Anwesenheit' unnötig und er ‚verstärkt' die Zahl des Publikums bis hin zu einer anonymen Masse. Dies ist wohlgemerkt eine Potenz des Mediums Buchdruck. Sie braucht, wie man bezüglich des Autors in der belletristischen Literatur und bezüglich der Zuhörer in der Fachliteratur sieht, keineswegs immer realisiert zu werden.

Die Unterscheidung zwischen Sozialsystemen einerseits und Personalsystemen andererseits ermöglicht es, die ganz verschiedenen Klassen von Bezugssystemen auseinanderzuhalten, in die Phänomene wie Manuskripte eingebaut sein können. Handschriftliche Aufzeichnungen wie Tagebücher, Rezepte, Notizen lassen sich im Prinzip immer im Rahmen einer Theorie von Personalsystemen bzw. einer Theorie über Medien des Denkens/ der Kognition u.ä. behandeln. Dies passiert in psychologischen und sozialpsychologischen Arbeiten schon lange und kann selbstverständlich auch in einer kommunikationswissenschaftlichen Disziplin erfolgen, wenn eine entsprechende Theorie über Personalsysteme vorliegt.
Manche Manuskripte erscheinen andererseits schon in alltäglicher Einstellung (auch) als soziale Phänomene und in diesen Fällen kann man versuchen, sie als Ereignisse oder als Medien in sozialen Systemen zu modellieren.
Ein Großteil verwirrender Komplikationen in der Fachliteratur über ‚Medien', die ‚Geschichte der Verschriftlichung', der ‚Alphabetisierung' und der ‚Literaturentwicklung' rührt m.E. aus einer fehlenden oder mangelhaften Unterscheidung dieser beiden Bezugssysteme her.[7]
Ein Verständnis der kommunikativen Probleme im 15. Jh. in Europa scheint ohne die Berücksichtigung dieser Systeme und ihrer Beziehungen kaum möglich.

Die vorgetragene Unterscheidung ist übrigens selbst ein altes soziales Phänomen - nicht nur eine moderne, analytische wissenschaftliche Angelegenheit. Wenn sich in antiker Zeit während der Ausbreitung des Schriftwesens die Gemüter bei der Diskussion um das Für und Wider dieser Entwicklung erregten, dann stand die (psychische) Leistung der Schrift für das Personalsystem im Vordergrund und kaum - wenn überhaupt - die Leistung der Schrift für die Verständigung in sozialen Systemen. Wenn etwa Platon vor der Schrift warnt, dann weil sie Intellekt und Gedächtnis der Benutzer verändert, nicht weil sie ein gegenüber der gesprochenen Sprache verändertes Kommunikationsmedium ist. Auch in den rhetorischen Handbüchern der griechischen und römischen Antike spielen Manuskripte als soziale Erscheinungen oder als Kommunikationsmedien keine Rolle.[8] Die sozialen Systeme, auf die in diesen Schriften vorbereitet wurde, basierten durchweg auf face-to-face Beziehungen und das Thema wurde in Rede und Gegenrede entwickelt. Erst in neuerer Zeit taucht der Brief als Kommunikationsmedium auf und er bleibt während des gesamten Mittelalters das einzige handschriftliche Medium, mit dem sich die Rhetoriken (Briefsteller) beschäfti-

gen. Diese Ausrichtung ändert sich radikal mit dem Aufkommen des Buchdrucks im 15. und 16. Jh. in Europa. Auf einmal werden Texte wegen ihrer Konsequenzen für soziale Systeme problematisch: wenn man gegen die gedruckten Bücher argumentierte, dann weil man die unkontrollierte ‚Veröffentlichung' von ‚geheimem' Fachwissen für gefährlich hielt - und zwar weniger für den Einzelnen als vielmehr für die Struktur der sozialen Gemeinschaft. Entsprechend mußte der Druck von Anbeginn an sozial legitimiert werden: der Nutzen für soziale Gruppen / Systeme mußte die Nachteile für den Einzelnen überwiegen. An die Stelle des ‚Wohls' einer einzelnen Zunft etwa trat der ‚gemein nutz' für die ‚teutsche' Nation.

3. Historische Veränderungen aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht

Bislang habe ich ‚Rede', ‚Schrift' und ‚Druck' vorwiegend unter einem *systematischen* Gesichtswinkel und als Elemente unserer heutigen kommunikativen Welt betrachtet. Dies war erforderlich, um zunächst einige Besonderheiten der kommunikationswissenschaftlichen Sichtweise anzudeuten und die tragenden Kategorien zu skizzieren.
Will man die Phänomene als *historische* Gegenstände aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive betrachten, so sind zusätzliche theoretische Annahmen erforderlich. Zunächst ist zu bestimmen, in welcher Weise das Phänomen der ‚historischen Entwicklung' auf die skizzierte theoretische Systematik abgebildet werden kann. Eine Möglichkeit scheint mir zu sein, ‚Entwicklung' als Veränderung in den Strukturen der kommunikativen Welt zu konzeptualisieren. Man beschreibt Strukturen der kommunikativen Welt zu verschiedenen Zeitpunkten. Es entstehen zwei oder mehr Rekonstruktionen (von Ausschnitten)' dieser Welt als eine Ansammlung von unterschiedlichen Systemen. Das Phänomen der ‚Entwicklung' wird beim Vergleich dieser verschiedenen diachronen Aufnahmen als Differenzerleben faßbar. Natürlich kann die Differenz zwischen den verschiedenen Aufnahmen unterschiedlich ‚groß' sein:
Die Beschreibungen können sich hinsichtlich der Arten, Familien, Gattungen und Ordnungen sozialen Systeme und ihrer Beziehungen untereinander unterscheiden. Während das Auftreten oder Verschwinden von bestimmten Arten von sozialen Systemen eine relativ geringfügige ‚historische Entwicklung' darstellt, signalisieren Veränderungen im Gefüge der Familien oder gar das Hinzutreten von neuen Gattungen von sozialen Systemen größere historische Entwicklungsschübe.
Die frühe Neuzeit wird nun allgemein als die Periode angesehen, in der sich die modernen Nationalstaaten und damit einhergehende Erscheinungen wie Nationalbewußtsein, Nationalsprachen und -literatur herauszubilden beginnen. Aus meiner Sicht lassen sich ‚Nationalstaaten' als eine neue Gattung von Gesellschaftssystemen auffassen. Oder anders ausgedrückt: Um Phänomene wie ‚Massenkommunikation', ‚Buchdruck', ‚allgemeine Alphabetisierung', ‚Nationalsprache' (Standardschriftsprache) u.v.a.m. kommunikationswissenschaftlich zu modellieren, ergibt sich die Notwendigkeit, einen besonderen Typus eines sozialen (Gesellschafts) Systems anzunehmen. Zur Klärung älterer Phänomene, wie beispielsweise einer begrenzten Alphabetisierung, der Verschriftlichung von Stammesepen oder der Verbreitung der lateinischen Kanzleisprache stellt sich diese Notwendigkeit nicht. Diese lassen sich aus strukturellen Erfordernissen – zum Teil ausgedehnter – organisierter Sozialsysteme und von Stammesgesellschaften erklären.
Die neuen kommunikativen Verhältnisse bilden sich auf der Basis vorhandener sozialer Systeme heraus. Dabei spielt die Stadt als soziales System eine besondere

Rolle. Man kann sie – wie auch andere soziale Systeme – sowohl als Element der mittelalterlichen kommunikativen Welt als auch als Element der neuzeitlichen kommunikativen Welt betrachten – und diese Möglichkeit ist keine willkürliche Festlegung von einem heutigen wissenschaftlichen Standpunkt, sondern sie entspricht der (selbstreferentiellen) Betrachtungsweise jener Zeit. Es bestand mit anderen Worten damals eine zwiespältige Einstellung gegenüber der Stadt:
Einerseits wurde sie wie in den vorangehenden Jahrhunderten von ihren Bürgern und von der Umwelt noch als ein ‚freies‘, sich selbstbestimmendes geschlossenes System betrachtet – andererseits geht sie schon in das neue Gesellschaftssystem ein. Die Bewohner fühlen sich – zumindest an jener Zeitenwende – auch als Angehörige einer Nation. Die Grenzerhaltungsprobleme dieses Gesellschaftssystems gegenüber anderen Nationen überlagern die Identitätsprobleme der Stadt und verhindern die Ausrechterhaltung des Reichsgedanken. Diese Zwiespältigkeit überträgt sich auf die sozialen Ereignisse. Die Zeitgenossen schwanken z. B. im Falle vieler früher Veröffentlichungen (Inkunabeln), ob sie ihnen einen städtischen oder einen nationalen Charakter zusprechen sollen.[9]
Das ‚Heilige Römische Reich‘ spielte demgegenüber, wie man am Colophon eines der frühesten Mainzer Drucke, des Catholicons von 1460, besonders gut sehen kann, bei der Identitätsbestimmung keine Rolle. Der Druck erfolgte ,,in urbe maguntina nacionis indire germanice“ - was immer sich Gutenberg/Schöffer/Fust darunter vorgestellt haben mögen. ‚Gottes Gnade‘, so heißt es weiter, ‚habe dieses Land vor allen anderen Nationen der Erde mit erhabener Klugheit und Kunstverstand‘ ausgestattet.

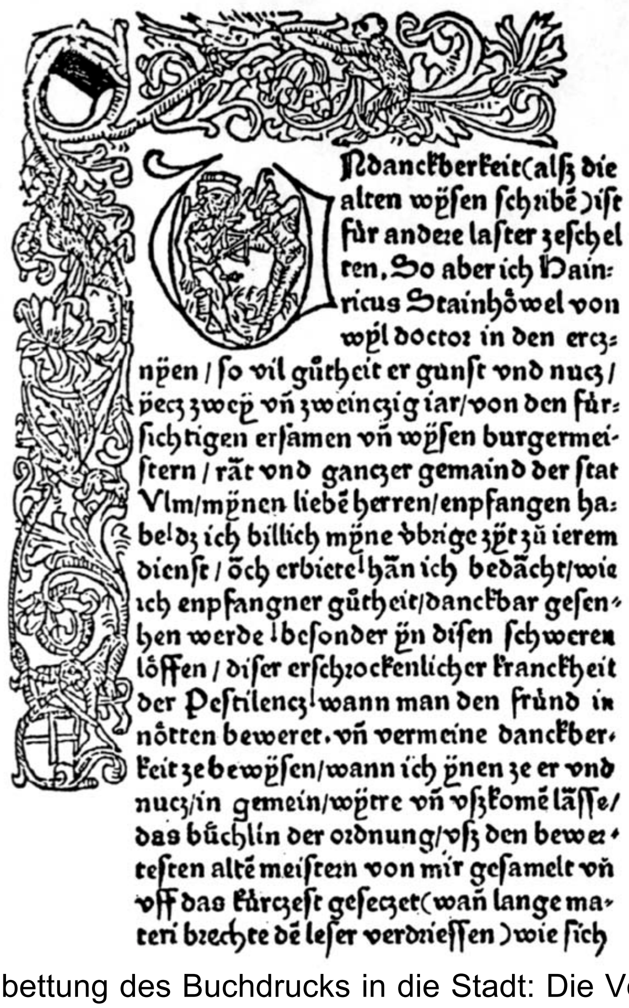
Ndanckberkeit(alſz die
alten wÿſen ſchribē)iſt
für andere laſter zeſchel
ten. So aber ich Hain:
ricus Stainhöwel von
wÿl doctor in den ercz:
nÿen / ſo vil gůtheit er gunſt vnd nucz /
ÿecz zweÿ vñ zweinczig iar/von den für:
ſichtigen erſamen vñ wÿſen burgermei-
ſtern / rāt vnd ganczer gemaind der ſtat
Vlm/mÿnen liebē herren/enpfangen ha:
be / dz ich billich mÿne übrige zÿt zů ierem
dienſt / ōch erbiete / hān ich bedācht/wie
ich enpfangner gůtheit/danckbar geſen-
hen werde / beſonder ÿn diſen ſchweren
löffen / diſer erſchrockenlicher kranckheit
der Peſtilencz / wann man den fründ in
nötten beweret. vñ vermeine danckber-
keit ze bewÿſen/wann ich ÿnen ze er vnd
nucz/in gemein/wÿtre vñ vſzkomē lāſſe/
das büchlin der ordnung/vſz den bewer-
teſten altē meiſtern von mir geſamelt vñ
vff das kürczeſt geſeczet(wañ lange ma-
teri brechte dē leſer verdrieſſen)wie ſich

Abb. 1: Die Einbettung des Buchdrucks in die Stadt: Die Vorrede zu H. Steinhöwels „Pestbüchlein“ von 1473

4. Rekonstruktion der sozialen Einbettung des Pestbüchleins

Der zwiespältige soziale Charakter von kommunikativen Ereignissen in der spätmittelalterlichen Stadt soll nun am Beispiel eines Ausschnitts aus dem ‚Pestbüchlein' von Heinrich Steinhöwel etwas ausgeführt werden. (Vgl. Abb. 1)
Man kann diese Bücher der recht verbreiteten Familie der ‚Gesundheitslehren' zurechnen.[10] Hierzu zähle ich weiterhin die ‚Regimen sanitatis', die ‚Büchlein von den gebrannten Wassern', die ‚Kräuterbücher' (hortus sanitatis) u.a.
Steinhöwels Pestbüchlein erschien erstmals 1473 in Ulm. Weitere Auflagen folgten: Esslingen 1474, Nürnberg 1482, im gleichen Jahr auch zwei weitere Ausgaben in Ulm und später noch ein Druck in Magdeburg. Der nachstehende Ausdruck aus der Vorrede entstammt der Erstausgabe von Johann Zainer.

Undanckberkeit (alsz die
alten wÿsen schribē) ist
für andere laster zeschel
ten. So aber ich Hain=
ricus Stainhöwel von
wÿl doctor in den ercz=
nÿen/ so vil gůtheit er gunst vnd nucz/
ÿecz zweÿ vñ zweinczig iar/ von den für=
sichtigen ersamen vñ wÿsen burgermei=
stern/rät vnd ganczer gemaind der stat
Vlm/ mynen liebe herren/enpfangen ha=
be! dz ich billich mÿne vbrige zyt zū ierem
dienst/och erbiete! hän ich bedacht/wie
ich enpfangner gůtheit/ danckbar gesen=
hen werde! besonder ÿn disen schweren
löffen/ diser erschrockenlicher kranckheit
der Pestilencz! wann man den fründ in
nötten beweret. vñ vermeine danckber=
keit ze bewÿsen/ wann ich ÿnen ze er vnd
nucz/ in gemein/wÿtre vn vszkome lasse/
das büchlin der ordnung/ vsz den bewer=
testen altē meistern von mir gesamelt vñ
vff das kurczest geseczet (wan lange ma=
teri brechte dē leser verdriessen) wie sich
der mensch halten sol/ zu den Zyten diser
grusenlichen kranckheit vor/ vnd wann
er dar ÿn gefallen ist. dar durch sich der
gemein man/ vast wol behelffen mag.
vu die jungern willigen meister der sche=
rer/ die noch nit gācz in wund ercznÿ ge=
übet sÿnd/ nach iere begeren wol besserē
mugen/ in sunderheit vsz dem letsten teil.
doch mit vbertrag der andern vier hoch
gelerten doctor diser stat. vñ erbut mich
dar vber/ ob ieman mÿnes schribens vn=
uerstandlich were/ jm das verständig vñ
luter zemachen/ dar durch ich hoffen/ nū/
vñ in künftig zÿte/ nucz entspringē solle.

Vnd begere von menglichem dise mÿne
arbeit mir in gůt zeschiben/ wañ die mei=
nug gůt ist Vnd wil disz regime allein
seczen für dise kranckheit/ so sie koḿet vō
natürlichen sachen. da mit ich hin dan se=
cze/ die růten gottes! wider die/ nit besser
erczny gefunden wirt! dañ rechte bycht/
ware ruw/ vnd föllige bůsz.

Sofern Krankheiten als göttliche Strafe zu betrachten sind, empfiehlt Steinhöwel den Lesern also Gebet und Buße. Er erinnert im Fortgang seiner Vorrede an ähnliche Gewohnheiten der ‚Römer' und legt ein Gebet an den Heiligen Sebastian vor, welches in Notzeiten täglich gesprochen werden kann. Danach kommt er wieder auf die natürlichen Ursachen der Pest und die Gliederung seines Werkes zu sprechen.

Die selbē
erczny ich den gaistlichen arczten sol be=
felhen Vnd wil öch in disem regimen
allein seczen die ringen erczny vnd ler/ so
vil als dienen gehört/ die ir siñ nit geübet
haben in den künsten. das ander wil ich
dienen befelhen/ die ir zÿt synn vnd mut
dar vff geleget haben/ ze ergründen die
sach der pestilencz. vñ ir bůsz Von erst
will ich sagen wie man vsz dem wetter/
eins teils erkennen mag künfftige pesti=
lencz. Dar nach vil ich seczen die tzeichē
des pestilentigen menschen. Darnach
wie sich der mensch halten sol ze pestilēcz
zÿten/ ee wann sie in an stösset/ mit dem
lufft/ mit essen vnd trincken/ schläffen
vnd wachen/ wegen vnd růwen/ füllen
vnd not lÿden/ vnd zůfäll des gemütes/
vnd dz selb eins teils völliglicher. dz die
selb lere tzů andern zÿten/ gesüntlich ze le=
ben/ och nuczlich sÿe Darnach so schrib
ich etlich erczny/ die der mensch in gewō=
heit haben sol. der sich bewaren wil/ vor
der pestilencz. das ist der erst teil disz bů=
chlins. Der ander teil/ ist von dienen/
die in die pestilencz gefallen sÿen/ wie
men ze helffen ist/ vnd von dem apostem
der pestilencz Dar vor uns got behüten
wölle Amen)

Die Einbettung des ‚Pestbüchleins in die Stadt - und zwar nicht in eine beliebige, sondern in die Stadt ‚Ulm' - wird schon ikonographisch auf dem ersten Blatt der Vorrede anschaulich. Es ist mit zwei Zierleisten versehen, in deren eine Ecke der Künstler das Stadtwappen von Ulm - als ‚Adressat' - und an anderer Stelle das Familienwappen der Steinhöwels - als ‚Autor' - eingeschnitten hat. Im zweiten Satz seiner Vorrede ‚widmet' Steinhöwel seine Arbeit den ‚wysen burgermeistern/ (dem) rat und

(der)ganczen gemaind der stat Vlm‘. (Zeile 9, 10, 11) Eine solche Widmung von Gesundheitslehren an die Städte ist in jener Zeit nichts Außergewöhnliches: Hieronymus Brunschwygk beispielsweise widmet sowohl sein ‚Liber Pestilentialis‘ (Straßburg 1500) seinem ,,lieben Herren, der kaiserlichen statt Straßburg“ als auch sein ‚Destillierbuch‘ aus dem gleichen Jahr und ebenfalls seine ‚Cirurgia‘ (Straßburg 1497).[11]

Wenn man gewohnt ist, ältere Texte, zumal ‚Vorreden‘ vor dem Hintergrund rhetorischer Muster zu verstehen, wird man möglicherweise dieser ‚Widmung‘ keine besondere Bedeutung beimessen und sie einfach zu einer obligatorischen, formelhaften Art der ‚Ehrerbietung‘ (devotio) erklären.[12] Widmungen definieren aber immer auch implizit Sozialbeziehungen und sowohl diese Definitionen als auch die gelegentlich in den Texten anzutreffenden Bewertungen dieser Beziehungen wandeln sich im Laufe der Zeit erheblich. Spiegeln sich nun in älteren Widmungen eher persönliche Abhängigkeiten, ‚Lebensverhältnisse‘, so drücken sich in der Widmung des ‚Pestbüchleins‘ die sozialen Beziehungen innerhalb der spätmittelalterlichen Stadt aus.

Die Stadt ist dasjenige soziale System, in das Steinhöwel sich und seine Arbeit einordnet. Er ist seit zweiundzwanzig Jahren Bürger von Ulm und hat in dieser Zeit von ihren sozialen Einrichtungen und Leistungen profitiert. Nun möchte er sich entsprechend seiner Fähigkeiten für die Stadt ‚nützlich‘ machen. Die Pest war in jener Zeit eine ständige Bedrohung für die gesamte städtische Bevölkerung.[13] Zur Lösung dieses sozialen Problems möchte er mit seinem Büchlein einen Beitrag leisten, in dem er eine Ordnung, eine ‚Maßregel‘ aufstellt, wie man sich zu Zeiten der Pestilenz verhalten soll. Sein Ziel kann er überhaupt nur dann erreichen, wenn seine Hygienevorschriften tatsächlich nicht nur von einigen wenigen, sondern von der ‚Gemeinde‘ beachtet werden. Entsprechend sind die Adressaten seines Buches nicht einzelne Bürger oder soziale Gruppen, sondern die ‚gancze gemaind der stat Vlm‘. Dieser Adressatenkreis dürfte auch für Steinhöwel kaum mehr überschaubar gewesen sein: er ist nicht mehr als Summe von bekannten ‚Personen‘ vorstellbar.

Bis hierher ist die ‚selbstreferentielle‘ Charakterisierung des Buches als ein Ereignis in einem städtischen organisierten Sozialsystem noch einheitlich. Gleich im Anschluß beginnen aber Einschränkungen und Erweiterungen Steinhöwels, die als Indiz für den zwiespältigen, ‚unmöglichen‘ Charakter des gedruckten Pestbüchleins gedeutet werden können. Zunächst wird behauptet, daß zumindest ein Teil des Buches geschrieben sei, damit sich der ‚gemein man vast wol behelffen mag‘. (Zeile 28) Nun ist der Begriff ‚gemein man‘ zwar in jener Zeit noch unbelastet von der ideologischen Aufladung, die er später, in der Zeit der Bauernkriege erfahren hat, aber dennoch ist seine Bedeutung an dieser Stelle alles andere als klar. Sicherlich wird der Begriff in Opposition zur Profession der ‚Wundärzte‘ und erst recht natürlich der ‚gelerten Doctores‘ gebraucht. Andererseits ist der ‚gemein man‘ mehr als die ‚gemaind‘.[14] So gesehen wird mit dem Buch nicht nur die Bevölkerung der Stadt Ulm, sondern auch die Bevölkerung anderer Städte und vielleicht sogar des Umlandes angesprochen. Diese Ausdehnung ist ja auch sachlich vollauf gerechtfertigt. Nur entwirft sich das Buch damit nicht mehr nur als Ereignis in dem städtischen Sozialsystem, sondern in einem sehr viel größeren, dessen Konturen hier noch unklar bleiben. Der letzte Teil des Buches wird von Steinhöwel zu einer Art ‚Fachbuch‘ erklärt, welches für die Ausbildung von ‚jungem willigen meistern der scherer, die noch nit gacz in wund ercznÿ geübet sÿnd‘, gedacht ist. (Zeile 29, 30, 31) Vor diesem Hintergrund könnte man das Buch in eine bestimmte Art eines Ausbildungssystems, nämlich eines solchen für

angehende Ärzte, einordnen. Der Adressat wäre dann eine soziale Kategorie oder Rolle (‚Ärzte in der Ausbildung'), die möglicherweise unter fachlichem (Ausbildungsstand), nicht aber unter regionalen Gesichtspunkten weiter eingeschränkt werden könnte. Steinhöwel wendet sich aber nicht an eine gesellschaftliche Kategorie, sondern, wie sich im Fortgang seiner Ausführung zeigt, an eine begrenzte Anzahl von angehenden Ärzten in der Stadt Ulm, die er möglicherweise sogar persönlich kennt.

Aber auch dieses ‚Ausbildungssystem' sprengt den Rahmen des städtischen Sozialsystems - und aller mittelalterlichen Formen von Ausbildungsinstitutionen - und tendiert zu einem überregionalen sozialen Zusammenhang, dessen Strukturen zu jener Zeit ‚neu' und unüberschaubar waren. In der Initiierung dieses Ausbildungssystems liegt - neben dem Beitrag zur Konstitution einer Öffentlichkeit - die zweite innovatorische Leistung des ‚Pestbüchleins' und ähnlicher gedruckter Gesundheitslehren. Die Konturen des neuen Ausbildungssystems werden von Steinhöwel nur kurz umrissen: er will in seiner ‚Ordnung' ausschließlich über die Themen sprechen, die für diejenigen Personen wichtig sind, ‚die ir sīn nit geübet haben in den künsten'. (Zeile 51/52) Er grenzt damit das Ausbildungssystem thematisch von ‚Wissenschaftssystemen' ab, in denen nach der ‚Ursache' oder den ‚Gründen' der Krankheiten gefragt wird.[15] Außerdem legt Steinhöwel die sozialen Rollen fest, die sich in dem Ausbildungssystem gegenüberstehen: der Experte und der Laie. Insofern ein beliebiger Leser den Standpunkt eines ‚angehenden Arztes' einnimmt, und eine Sozialbeziehung entsprechend dem Muster ‚Experte-Laie' akzeptiert und mitträgt, erfüllt er die Mitgliedschaftsbedingungen für dieses soziale System. Verständigung zwischen den Experten und den Laien wird möglich, wenn und insoweit sich Laien auf die vom Autoren beschriebenen (organisierten) Standpunkte stellen. Als ‚Personen' tauchen die Kommunikationspartner in diesem System nicht auf, sondern nur noch als soziale Kategorien, die einen beträchtlichen Abstraktionsgrad besitzen.[16] Die ‚Instruktion' wird, medial verstärkt durch den Druck, zu einem gesellschaftlichen, ‚gemeinen' Ereignis.

Man kann heute nicht mehr leicht nachempfinden, wie außergewöhnlich das Ansinnen von Steinhöwel war, mit ‚Büchern' Laien ‚jetzt und in zukünftigen Zeiten einen Nutzen' zu verschaffen. (Zeile 37/38) . Natürlich waren auch in älterer Zeit Manuskripte nützlich, aber doch nur für einen Sachkundigen, einen Fachmann, der in dem thematisierten Bereich genauso heimisch war wie der Schreiber. Nützlich waren sie auch, wie die vielen Miniaturen in mittelalterlichen Handschriften zeigen, in der Hand eines Lehrers, der seinen Schülern gegenüber saß und diese mündlich unterrichtete. Mittelalterliche Ausbildungssysteme waren durchweg an face-to-face Sozialbeziehungen gebunden.[17] Was die Handwerker, ‚Scherer' und ‚Chirurgen' anlangt, so gab es für sie keine separaten Ausbildungsinstitutionen. Sie lernten ihre Kunst im Vollzug der anfallenden handwerklichen Aufgaben in der Werkstatt gemeinsam mit den ‚kundigen' Meistern. Nur die sogenannten ‚freien Künste' konnten ‚frei' von Werkstatt und Praxis in ‚freier' Rede in besonderen Institutionen gelernt werden. Aber auch in diesen Institutionen standen sich die Kommunikationspartner von Angesicht zu Angesicht gegenüber und die Instruktionen erfolgten mündlich.
In den Ausbildungssystemen, die in der Inkunabelzeit auf den Weg gebracht wurden, lagen die Verhältnisse ganz anders. Zwischen Steinhöwel und seinen ‚angehenden Ärzten' gibt es keine face-to-face Beziehung, keine gemeinsame Werkstatt, nicht einmal eine gemeinsame Studierstube mehr .
Vielleicht beschlich Steinhöwel bei dem Gedanken, wie weit er sich von den hergebrachten Gepflogenheiten entfernt hatte, ein Unbehagen - und er fügte deshalb der

Vorrede ein Angebot an die Leser hinzu, ihnen mündlich mit Erläuterungen behilflich zu sein, wenn ihnen sein ‚Schreiben unverständlich wäre' (Zeile 34/35/36) Im Falle der Annahme seines Angebots wäre jedenfalls wieder die vertraute Konstellation hergestellt: Steinhöwel auf der einen Seite, sein Buch in der Mitte und auf der anderen Seite der fragende (ehemalige) Leser, dem die Schrift ‚verständig vñ luter' gemacht wird. (Zeile 36/37) Nun hat ein solches Angebot einer mündlichen zusätzlichen Erläuterung nur dann Sinn, wenn die Adressaten die Möglichkeit haben, den Autor, Steinhöwel, aufzusuchen. Diese Möglichkeit hat in der Tat bestanden: nicht für alle Ärzte, wohl aber für die angehenden Ärzte - und die anderen Bürger - der Stadt Ulm. So gesehen wendet sich Steinhöwels Gesundheitslehre keineswegs mehr an eine anonyme soziale Kategorie, sondern an eine Anzahl von Wundärzten einer Stadt, die der Autor vermutlich sogar persönlich kennt.
Es zeigt sich hier, daß Steinhöwels Versuch, der zwiespältigen Einbettung seines Buches in die sozialen Systeme durch eine Aufteilung des Textes entgegenzuwirken, mißlingt.[18] Beide Teile des Druckes ordnen sich sowohl in die Stadt als auch in größere überregionale, im Falle des ersten Teils in ‚gemeine', im Falle des zweiten Teils in ‚professionelle' Sozialsysteme ein. Anders ausgedrückt: Obwohl sich die Verschiebung seines Beitrages in ein öffentliches (nationales) System einerseits und in ein professionelles Ausbildungssystem andererseits in seinen Formulierungen unmißverständlich zeigt, muß Steinhöwel dennoch an der Stadt und an den traditionellen face-to-face-Instruktionssituationen als Bezugsrahmen festhalten.
Hierfür soll nur noch ein letztes Argument geliefert werden, welches sich aus der Selbsttypisierung Steinhöwels herleitet. Diesen Pol der kommunikativen Beziehung habe ich bislang noch nicht angesprochen. In einer Passage seiner Vorrede teilt Steinhöwel uns mit, daß er sich mit den vier anderen ‚hochgelehrten Doctores', die es in Ulm damals neben ihm gab, verständigt hat und sich von ihnen die Erlaubnis ‚übertragen' (geben) ließ, sein ‚Regimen' für die Wundärzte zu schreiben. Der Hinweis auf andere, ‚bekannte' Personen, die einen Autoren darum gebeten oder ihm dabei geholfen haben, ein Buch zu veröffentlichen, findet sich in den Vorreden der Frühdrucke häufig.[19] Man muß ihn wohl als Antwort auf die allgemeine Frage verstehen, wer den Autoren durch was legitimiert, seine Meinungen im Druck ausgehen zu lassen. Diese Frage entsteht als ein permanentes Problem in der Inkunabelzeit und hat seither unterschiedliche Antworten erfahren. Die Brisanz der Legitimationsfrage für die gedruckten Bücher liegt darin, daß die legitimierende Instanz mindestens den gleichen sozialen ‚Status' haben muß wie das soziale System (oder Ereignis), für welches die Legitimation gelten soll. In einfachen Sozialsystemen beispielsweise ist man ‚legitimiert', einen Beitrag zu liefern, wenn der Gesprächspartner einverstanden ist; in organisierten Sozialsystemen wie etwa der Stadt benötigt man ‚städtische' Legitimationen für städtische Angelegenheiten und in Gesellschaftssystemen werden entsprechend ‚gesellschaftliche' Legitimationen erforderlich. Stellt nun etwa eine städtische Zunft einen Meisterbrief aus, so ist der Meister zwar ein Fachmann (Experte) und legitimiert, Lehrlinge auszubilden, aber er hat durch diesen Akt noch nicht automatisch die Legitimation, sein Wissen ‚in die gemein' zu geben. Da zwar alle Meister Lehrlinge ausbilden, aber nicht alle Meister auch ihr Wissen veröffentlichen, stellt sich die Frage nach den Selektionskriterien für diejenigen, die Fachliteratur verfassen dürfen. Ein Autor eines Fachbuches hat sich also gleichsam doppelt zu legitimieren, einmal als ‚Fachmann' und zum anderen als derjenige, der sein Fach oder seine Zunft in einem größeren sozialen Zusammenhang vertreten darf. Dieses zweite Legitimationsproblem stellte sich als ein gesellschaftliches Problem offenbar erst im 16. Jahrhundert. Es bestand weder für die mittelalterlichen Mönche, die die Handschriften der antiken Autoritäten kopierten noch für den Arzt, der auf Verlangen

eines Patienten ein ‚consilium' ausstellte. Steinhöwel behandelt auch dieses Legitimationsproblem wieder zwiespältig und unter Rückgriff auf die Strategien der traditionellen Sozialsysteme: Er begnügt sich damit, sich face-to-face von den Vertretern seines Faches in der Stadt Ulm ‚autorisieren' (sic!) zu lassen. Zusätzlich legitimiert er sich ganz im herkömmlichen Sinne der Kopisten, wenn er behauptet ,,das büchlin der ordnung vsz den bewertesten alten meistern [.....] qesamelt vnd vff das kürczest geseczet" zu haben. Dies ist nun zwar die klassische Legitimationsformel für die Abschrift und die Zusammenstellung mittelalterlicher Handschriften, aber sie deckt Steinhöwels Beitrag nur zum geringeren Teil ab, da er in der Tat über vieles schreibt, was bei älteren Autoren nicht nachzulesen ist. Seine wesentliche Leistung besteht nicht in der Kompilation und 'Kürzung' älterer Texte und deshalb wäre es eigentlich auch nicht vordringlich, sich beim Leser für diese Kürzung zu rechtfertigen (Zeile 23 und 24). Was zu legitimieren ist, ist in der Hauptsache die Veröffentlichung seines ‚Fachwissens', das aus den verschiedensten Quellen und keineswegs nur aus schriftlichen geschöpft ist.
In jedem Fall sind die von Steinhöwel herangezogenen Legitimationsinstanzen für die Verhältnisse sowohl in einem überregionalen, nationalen Gesellschaftssystem als auch in den überregionalen Ausbildungssystemen nicht angemessen, weil sie aus anderen Ordnungen von Sozialsystemen stammen, einen anderen ‚sozialen' Charakter besitzen. Andererseits deuten sich in seiner Vorrede insbesondere durch die Betonung des ‚allgemeinen Nutzens' seiner Arbeit schon unübersehbar diejenigen Legitimationsformeln an, die für die Autoren der Fachprosa im 16. Jahrhundert verbindlich werden. Dort wird die Veröffentlichung des Wissens mit dem ‚gemein nutz' für den ‚gemein man' oder durch den ‚nutz der (teutschen) nation' gerechtfertigt. Die legitimierende Instanz ist zugleich der Adressat. Der Benutzer legitimiert das Buch und die Bemühungen des Autors. Der Autor tritt als Repräsentant einer sozialen Kategorie auf. Diese Selbsttypisierung ist bei Steinhöwel nur ansatzweise herausgebildet und sie konfligiert mit den älteren Typisierungen aus der Kopistentradition und aus dem städtischen Gemeinwesen.

Das Ergebnis der vorangehenden Betrachtung stellt sich für mich so dar: Die spätmittelalterliche Stadt und andere organisierte Sozialsysteme jener Zeit stehen zu den gedruckten Büchern von der Art der ‚Gesundheitslehren' in einem widersprüchlichen Verhältnis - und die Widersprüche lenken auf größere soziale Systeme, Gesellschaftssysteme hin. Einerseits sind die gedruckten Bücher zwar noch Ereignisse in den traditionellen Sozialsystemen, andererseits sind sie in ihrem sozialen Charakter medial in einer Weise verstärkt, die sie zugleich zu Elementen in Gesellschaftssystemen werden läßt. Mit ihnen konstituieren sich Systeme von neuer sozialer Komplexität. Dies hat sich auch an den Veränderungen der sozialen Typik der Kommunikationspartner und ihrer Beziehung gezeigt.

Die ‚Unterhaltungsliteratur' (Cancioneiros) in den alten und in den neuen Netzen

Es kann abschließend gefragt werden, welchen Beitrag die bisherigen Überlegungen zu dem Thema der Tagung ‚Der Beginn der Literatur' und insbesondere zur Einordnung von Manuskript- und Druck-Cancione(i)ros - in eine Geschichte der kommunikativen Formen leisten kann. Am Anfang dieses Aufsatzes standen ja die ‚thematischen Orientierungen' der Organisatoren des Kolloquiums ‚Hof und Stadt als Kommunikationssituationen/Bücher und Manuskripte als Kommunikationsmedien.....'
In dieser Orientierung wurde zwischen den handschriftlichen und den gedruckten

Cancione(i)ros unterschieden. ,,Der Kompilator von Manuskript-Cancione(i)ros versteht sich als ein ‚maître de plaisir' (meist des Hofes), den Texten wird eine ‚Katalysatoren'-Funktion bei der Inszenierung bestimmter Spielsituationen (vor allem bei Hof) zugeschrieben. "Die Druck-Cancione(i)ros wenden sich demgegenüber offenbar nicht mehr an eine ‚Spielgemeinschaft', sondern an einzelne Leser (in den Städten?), die entweder an moralischer Belehrung interessiert sind oder - nur noch - in ihrer Imagination kollektive Spielsituationen evozieren wollen."[20]
In der Vorlage schreiben die Organisatoren der Tagung weiter, daß die ‚Text-Sammlungs-Typen mindestens eineinhalb Jahrhunderte koexistieren'. Sie verweisen beispielhaft auf einen ‚vielleicht bizarren' Einzelfall, nämlich auf den um 1520 entstandenen ‚Cancioneiro Geral', der ‚strukturell und inhaltlich geradezu idealtypisch alle Charakteristika des Manuskript-Cancione(i)ros erfüllt' - der aber ‚von seiner ersten Version an gedruckt' erschien.
Trotzdem vermuten die Autoren, daß sich der ‚jeweilige Sitz im Leben' der Manuskripte und ‚die an sie gehefteten sozialen Symbolwerte im Laufe der Jahrzehnte stark verändert haben'. So gesehen könne man vermutlich am Beispiel der Cancione(i)ros den ‚Ablösungsprozeß von zwei Systemen kommunikativer Institutionen' nachzeichnen.
Dieser Nachweis fällt anhand der Quellen, die in einer umfangreichen Dokumentation (auszugsweise) vorgestellt werden, schwer.[21] Die älteste handschriftliche Fassung eines Cancione(i)ro (von Juan Alfonso de Baena) stammt erst aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Man ist deshalb bezüglich der mittelalterlichen kommunikativen Systeme und Symbolwerte auf Vermutungen und Rückschlüsse angewiesen. Was die Textstrukturen der vorliegenden Cancione(i)ros angeht, so weisen sie viele Parallelen zu der Fachliteratur der Zeit auf.

Die Manuskripte sind aus ‚Textblöcken' zusammengesetzt, deren thematischer (und ‚metrischer') Zusammenhang kaum ersichtlich wird; die ersten Drucke sind nur notdürftig durch ein Inhaltsverzeichnis und ein Vorwort geordnet, widerspiegeln ansonsten aber noch in vielem den zusammengesetzten, kolligierten Charakter der Handschriften. Spätere Handschriften imitieren dann - etwa durch die Einführung von ‚Titelseiten' und ‚Register' die Anlage gedruckter Bücher. Illuminationen finden sich ohnedies sowohl in den Handschriften als in den Drucken.

Aus einer i. w. S. ‚textlinguistischen' Perspektive betrachtet, lassen sich Grenzen zwischen den gedruckten und den geschriebenen ‚libros' kaum mehr festlegen. Auch wenn man nach dem ‚Sitz im Leben' forscht, so zeigt sich in der Präsentationsform und in Typisierungen in den Vorreden eine bemerkenswerte Ähnlichkeit: Die meisten Exemplare definieren sich als ein ‚kostbares Geschenk', das vor allem ein Ziel erfüllen will, sinnliches Vergnügen zu bereiten. Welche Medien zu diesem Zweck herangezogen werden, ist kontingent. Es können ‚äußerst wertvoll ausgestattete Manuskripte' (Cancioneiro de Baena, de Palacio, de Stuñiga u.a) oder Drucke, wie etwa der ‚Cancioneiro Geral de Garcia de Resende' sein. Den gleichen Zweck würden aber vermutlich auch Skulpturen, Gemälde und ähnliche ‚schöne Dinge' erfüllen. Will man den ‚Sitz im Leben' der Cancioneiros nicht auf den eines kostbaren Geschenkes reduzieren, so muß man eine theoretische Einstellung einnehmen, die eine weitere Differenzierung zuläßt.[22]

Ich werde im Folgenden eine kommunikationswissenschaftliche Perspektive skizzieren, die es ermöglicht, die Cancioneiros für eine Rekonstruktion des Beginns der vergnüglichen Literatur fruchtbar zu machen - nicht ohne vorab ausdrücklich zu beto-

nen, daß ich kein guter Kenner dieser literarischen Gattungen bin .
Ich betrachte die Cancioneiros als Dokumente der symbolischen Selbstbeschreibung von Aufführungssystemen. Aufführungssysteme sind spezialisierte organisierte Sozialsysteme. Ihre Voraussetzung ist die Ausdifferenzierung dieses Systemtyps aus übergeordneten sozialen Zusammenhängen der Sippe, des Stammes, des Hofes, der Stadt u.ä.. Diese Ausdifferenzierung scheint ein historischer Prozeß gewesen zu sein, der sich über Jahrtausende erstreckt hat: Zunächst war das ‚Feiern' (selbstreferentielle Fokussieren) derjenigen Ereignisse, die für die Komplexität des sozialen Systems relevant sind (Geburt, Initiation, Heirat, Tod, Siege über andere Systeme u.ä.) eine Angelegenheit des gesamten Sozialsystems, z.B. des Stammes. Zwar gab es bestimmte Rollen, die für bestimmte Handlungen zuständig waren, aber im Prinzip mußten alle Angehörigen des Stammes bei den ‚rituellen' Handlungen und Gesängen beteiligt sein, um den Ereignissen soziale Bedeutung (Legitimation) zu geben. Über verschiedene Zwischenstufen hinweg mag die Entwicklung zu den höfischen, feudalen Sozialsystemen geführt haben. In diesen kommt es bei vergleichbaren Anlässen zu einer komplizierten Systemdifferenzierung oder ‚Arbeitsteilung': eine ‚Hochzeit' beispielsweise wird als ‚ernster' Akt in der Kirche rituell vollzogen und dann ‚vergnüglich' in einem anderen sozialen Zusammenhang ‚gefeiert' .

Eine ähnliche Differenzierung erfolgt - um ein anderes Beispiel zu wählen - zwischen einer ‚Geburt' als einem Ereignis in der Herrscherfamilie einerseits und der ‚Feier' dieses Ereignisses in einem anderen, ‚höfischen' Zusammenhang andererseits. Die ‚faktische' Geburt erfolgt nicht - wie bei vielen ‚Naturvölkern' - als ein öffentliches soziales Ereignis. Eben deshalb muß dieses Ereignis noch einmal in irgendeiner Form kommentiert oder reinszeniert werden, um es zu sozialisieren, allen Elementen des sozialen Systems zugänglich zu machen. Man kann diese Form der Systemdifferenzierung als Trennung zwischen ‚Faktischen' und ‚Fiktionalem' interpretieren: Der Vollzug einer Statuspassage oder ähnlicher sozialer Ereignisse erfolgt einerseits in einem Teilsystem ‚faktisch' oder als obligatorisches Ritual - andererseits ist dieses Ereignis Anlaß für die Ausbildung eines weiteren Teilsystems, dessen Funktion eine Spiegelung oder vergnügliche Repräsentation der Strukturen des ersteren Teilsystems sein kann.

Eine weitere Differenzierung ist zwischen dem vergnüglichen Aufführungssystem und dem (übrigen) höfischen Sozialsystem möglich. Auf der einen Seite haben wir eine Aufführung, sei es in Form eines gesanglichen Vortrags, einer Komödie, einer akrobatischen Vorführung o.ä. und auf der anderen Seite konstituiert sich ein ‚Publikum'. Die Aufführung wird zunehmend als ein - z.B. durch Zeremonienmeister (Maître de plaisir) - organisiertes Sozialsystem entwickelt und typisiert. Die Vorstrukturierung des Aufführungssystems - z.B. durch Auswendiglernen von Rollen - dürfte zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedensten Gelegenheiten unterschiedlich gewesen sein. Ebenso werden die Grenzen des Aufführungssystems für eine Beteiligung des Publikums mehr oder weniger durchlässig gewesen sein. Je stärker die Aufführung ‚organisiert' wurde, umso wahrscheinlicher ist, daß bei ihrer Vorbereitung Handschriften eine Rolle gespielt haben. Der Maître de plaisir ist der Organisator und Repräsentant des Aufführungssystems sowohl nach innen, für das Aufführungssystem selbst als auch nach außen, für das Publikum. Er kann sich seine organisatorische Aufgabe erleichtern, indem er für sich Strukturen des Aufführungssystems (hand)schriftlich repräsentiert. Er kann zum Strukturaufbau und Erhalt dieses Systems weiterhin dadurch beitragen, daß er den Elementen des Systems, also z.B. den Schauspielern, die bestimmte Rollen auszufüllen haben, Typisierungen und

Handlungen dieser Rollen nicht nur mündlich, sondern schriftlich gibt. Unmittelbar wurden jedenfalls die Manuskripte in keinem Fall zu Ereignissen in dem Aufführungssystem. Sie ermöglichten es den Rollen gleichsam, die Mitgliedschaftsbedingungen für das System zu erfüllen, die ‚Rolle' zu lernen. Zu sozialen Ereignissen wurden die Texte oder Instruktionen nur in dem Maße, in dem sie ‚aufgeführt' wurden. Schrift taucht in den Aufführungssituationen nicht auf.
Akzeptiert man diese modelltheoretischen Überlegungen, so muß man annehmen, daß die mittelalterlichen Vorläufer der ‚Cancione(i)ros' und möglicherweise auch einzelne aus dem 15. Jh. überlieferte Manuskripte nicht als Medien in sozialen Systemen fungieren. Ihre Leistung wird in Bezug auf Personen (Personalsysteme) definiert, sie fungieren als Informationsmedien für psychische Systeme. Diese Leistung deckt sich mit derjenigen von mittelalterlichen Handschriften, die man der Fachprosa zurechnet.
Die gedruckten Cancione(i)ros könnten theoretisch in zwei ganz unterschiedliche soziale Systeme eingebettet werden, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denjenigen Systemen besitzen, in die auch die ‚Gesundheitslehren' der Inkunabelzeit einzuordnen sind. Man kann sich vorstellen, daß sich eine Art Fachliteratur für ‚Zeremonienmeister' und Regisseure von vergnüglichen Spielen herausbildet. Dieser Gattung und ihrer sozialen Einbettung brauchen wir hier keine Beachtung zu schenken, weil sie - als Fachliteratur - vermutlich wenig zur Klärung des Beginns der fiktionalen Literatur beiträgt.
Interessant ist eine ganz andere Form einer weiteren Systemdifferenzierung: Es ist denkbar, daß die gesamte Aufführung, also ein soziales (Teil)System mit einer komplizierten dynamischen Struktur verschrifte und als identischer - und deshalb eben gedruckter - Text allen ‚Zuschauern' des übergeordneten höfischen oder städtischen Sozialsystems zugänglich gemacht wird.[23] Der ‚Maître de plaisir' kann sich in diesem Fall gleichsam die Organisation der Aufführung sparen und an ihre Stelle das Buch - einen Druck-Cancione(i)ro - setzen. Dieses Buch fungiert dann als funktionales Äquivalent für das Aufführungssystem. Aufgrund seiner besonderen symbolischen Struktur verändern sich aber die Anschlußmöglichkeiten für das höfische Sozialsystem radikal: Es gibt keine unmittelbare Beziehung mehr zwischen dem höfischen Publikum und den Aufführungssystemen.Das Publikum muß selbst in besonderer Weise aktiv werden, die Aufführung imaginieren. Dieses ‚Selbstlesen' ist nun aber nicht mehr die private Angelegenheit einer Person, sondern sie ist ein soziales Ereignis. Die lesende Aneignung des symbolisch substituierten Aufführungssystems wird als eine soziale Aktivität definiert, weil sie strukturell identisch ist mit der Betrachtung der Aufführung. Für die Selbstdefinition der Leser als Publikum ist keine face-to-face-Interaktion mehr erforderlich. Das Publikum kann sich als Selektionszentrum in einem sozialen System begreifen, auch dann, wenn es allein liest.

Dieser Prozeß trägt dazu bei, daß ‚Lesen' und ‚Schreiben' zu kulturellen oder gesellschaftlichen Größen werden. Sie legen in der frühen Neuzeit auch in anderen sozialen Systemen ihren rollenspezifischen, berufsqualifizierenden Charakter ab. ‚Ein jeder', wie es bald in den Büchern heißen wird, der ein Mitglied der größeren, nationalen Systeme sein will, soll diese Eigenschaft - quasi als Persönlichkeitsmerkmal - besitzen. Diese Veränderung führt auch zu Verschiebungen in den sozialen Konzepten von Personalsystemen.

Im gleichen Maße, wie sich das Aufführungssystem in die symbolische Repräsentation dieses Systems transformiert, verwandelt sich das zuschauende Publikum in den Leser. Jeder einzelne Leser ist ein (kontingenter) Repräsentant dieses Publikums.

Nun gehört es zu den konstitutiven Merkmalen der Zuschauer der Aufführungen, daß sie sich entsprechend ihres Temperaments und ihrer biographischen Situation ‚erfreuen', ärgern, traurig etc. sind. Diese emotionale Selektionsfreiheit soll auch dem lesenden Publikum erhalten bleiben. Um diese Freiheit zu gewährleisten, darf die ‚schöne' Literatur in der frühen Neuzeit nicht in gleicher Weise kulturell normiert werden wie die Sachprosa: Publikum und Autor werden als komplexe psychische Systeme, als Personen mit je individuellen Biographien, Affekten und Gedanken aufgefaßt. Mit der Betonung der individuellen Freiheit der Wahrnehmung und Interpretation einerseits und der Nutzung nicht-sprachlicher, nicht-rationaler Medien und Prozessoren werden schon diejenigen Merkmale der belletristischen Literatur hervorgehoben, die im Fortgang der Entwicklung die Opposition zur Fachliteratur konstituieren. Dort werden die Leser als Repräsentanten sozialer Rollen typisiert, die aufgrund standardisierter rationaler Verfahren selegieren. Als Ziel der Veranstaltung wird der ‚gemein nutz' oder die professionelle Ausbildung gesetzt.

Vor dem Hintergrund dieser Rekonstruktion der Struktur und der sozialen Einbettung des Typus des Manuskript-Cancione(i)ros einerseits und des Typus des Druck-Cancione(i)ros andererseits sind im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jh. kaum Exemplare von Cancione(i)ros zu erwarten, die sich eindeutig einem der beiden Typen zuordnen lassen. Die Unterschiede zwischen den Drucken, die ganze soziale Systeme symbolisch substituieren, und den Handschriften, die psychische Leistungen (Elemente von Personalsystemen) substituieren, sind in dieser kommunikationswissenschaftlichen Perspektive sicherlich größer als ein literaturwissenschaftlich oder linguistisch motivierter Vergleich der beiden Texttypen erwarten läßt. Zu erwarten sind für das 15. und 16. Jh. Handschriften und Drucke, die einen gleichermaßen zwiespältigen Charakter besitzen. Einerseits werden sich in ihnen die Merkmale der mittelalterlichen Handschriften mit ihrer eigentümlichen ‘textuellen Kohärenz‘ widerspiegeln, andererseits wird man Indizien dafür finden, daß sich sowohl handgeschriebene als auch gedruckte Cancione(i)ros als Ereignisse im Rahmen einer größeren literarischen Kommunikationsgemeinschaft betrachten. Dieser soziale Rahmen wird sich nicht mehr als eine höfische Festgemeinschaft denken lassen .
Ich möchte diese Einschätzung abschließend an einer kleinen Textpassage aus dem Cancioneiro belegen. Der Autor beschäftigt sich in diesem Absatz mit seinem Publikum:
„Und da dies ein jahrhundertealter Streit ist, würde ich mich nicht wundern, wenn dies Werk seinen Lesern Anlaß zum Kampf oder zum Streit gegeben hätte, wenn aus seiner Lektüre Gegensätze zwischen ihnen entstanden wären, *weil jeder ein Urteil nach seinem Geschmack und seinem Willen abgibt*. Manche sagten, es sei obszön, andere, es sei kurz, andere, es sei angenehm, andere, es sei dunkel; es so einzurichten, daß es derart vielen und verschiedenen Dispositionen entspräche, käme allein Gott zu....
Manche [Leser]... nutzen nicht das, was an diesem Werk besonders ist, ... andere greifen die anmutigen Stellen und die Sprüche heraus ... aber jene, für deren wirkliches *Vergnügen* alles geschrieben ist, ... *lachen* über das Anmutige, bewahren die Sentenzen und Sprüche der Philosophen in ihrem Gedächtnis auf, um sie bei gegebener Gelegenheit in ihren Handlungen und Vorsätzen umzusetzen. So daß man also sagen kann, daß - wenn sich zehn Personen vereinigen, um diese Komödie zu hören, *welche wirklich so verschieden sind* (und das kommt ja meistens vor): könnte man dann leugnen, daß es zwischen ihnen einen Streit gäbe über etwas, das man auf so viele Weise verstehen kann? Das wird vorkommen, obwohl die Drucker gegliedert haben, obwohl sie jedem Akt Inhaltsangaben oder Überschriften voranstell-

ten, in denen sie kurz erzählen, was dieser Akt enthält: das ist - wie man an den alten Autoren sieht - ganz umsonst.“[24]

Jeder Leser oder Hörer dieses Textes wird also aufgrund seiner Biographie und seines Temperamentes auswählen. Zwar ist dieser Satz deskriptiv formuliert, aber der Autor läßt kaum Zweifel, daß das, was ist und sich nicht ändern läßt, auch so bleiben soll: Selbst die zaghaftesten Versuche, prototypisches Leserverhalten zu schildern, werden daran bei dieser Literatur, wenn sie denn vergnüglich – oder in anderer Weise emotional - bleiben soll, nichts ändern. Und deshalb sollen Positionen und Interpretationen frei wählbar bleiben, zur Norm dieser Gattung werden. Diese Einschätzung steht im vollständigen Gegensatz zu den Positionen der Autoren in der Fachprosa, die sich um die Standardisierung der Informationsverarbeitung ihrer - als soziale Rollen aufgefaßten - Leser bemühen.
Zwiespältig ist dieser Text u.a. auch deshalb, weil der Leser (?) einmal als Zuschauer/Hörer einer Komödie angesprochen wird und zum anderen als Leser eines gedruckten Textes. Er weist insofern einerseits in ein soziales System, in dem die Aufführung unmittelbar, für das Publikum ‚hörbar‘ abläuft und zum anderen in ein soziales System, in dem die Verständigung nur noch über die gedruckten Werke erfolgt. Im ersten Fall kann eigentlich gar nicht das Publikum der Adressat Seiner Schrift sein, sondern der Organisator des Aufführungssystems. Diesen könnte man darauf hinweisen, daß er mit unterschiedlichen Reaktionen seiner Zuschauer zu rechnen hat. Aber solche Belehrungen sind dysfunktional für das ‚wirkliche Vergnügen‘ des literarischen Publikums. Sie richten sich an den Verstand und nicht an die Affekte und das Unbewußte. So bleibt man als ‚Leser‘ im Unklaren, ob man sich als Organisator (oder Mitspieler) von Aufführungen oder als lesendes Publikum typisieren soll. Zuletzt besteht noch die Möglichkeit, die Texte als mittelalterliche Handschriften zu behandeln - dann kann man unterstellen, daß man weder als Laie(nspieler) noch als Publikum vorgesehen war.

Anmerkungen

1) Mit Rücksicht auf die historischen Gegenstände, die in diesem Aufsatz behandelt werden, kann das Phänomen der ‚maschinengeschriebenen Texte' und anderer, neuerer Medien hier außer Betracht bleiben.

2) Was die Fülle des berücksichtigten Materials und den Aspektreichtum der Darstellung angeht, so sind Werke wie ‚The Printing Press as an Agent of Change - Communication and Cultural Transformations in Early Modern Europe' (2 Bände, Cambridge/London 1979) von E. Eisenstein oder ‚L'appariton du Livre' (Paris 1958) von L. Febvre und H.-J. Martin - um nur zwei Werke auszuwählen - nur schwer zu übertreffen. Die Vielzahl der einzelwissenschaftlichen Perspektiven, die bei der Abfassung dieser Werke eingenommen wurden, scheint andererseits die Formulierung von theoretischen Modellvorstellungen und die Vereinheitlichung der Begriffe zu erschweren. Ein Bemühen um eine einzelwissenschaftliche Definition des Phänomens ‚Inkunabel' sucht man beispielsweise in den genannten Werken vergebens.

3) Vgl. zu diesem Problem die ersten Abschnitte der Arbeit ‚Metahistorische Vorgriffe gattungsgeschichtlicher Forschung/ Schriftlichkeit in mündlicher Kultur' (in: Jan und Aleida Assmann (Hg.): Archäologie der literarischen Kommunikation, München 1983) von H. U. Gumbrecht.

4) Eine gründliche Darstellung der kommunikationswissenschaftlichen Modellvorstellungen gebe ich in meiner Dissertation ‚Die Normalformanalyse - ein kommunikationswissenschaftliches Verfahren zur Analyse sozialer Systeme' (Universität Bielefeld 1984), erschienen unter dem Titel ‚Die Untersuchung institutioneller Kommunikation' Opladen 1988.

5) Vgl. zu diesen Begriffen die einschlägigen Aufsätze in dem Sammelband ‚Soziologische Aufklärung, Band 1, Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme' (Opladen 1974) von N. Luhmann.

6) Das Konzept der ‚Interpenetration' wird von N. Luhmann (z.B.) in einem gleichnamigen Aufsatz in ‚Soziologische Aufklärung,' Band III, Soziales System, Gesellschaft, Organisation (Opladen 1981) und in dem Buch ‚Soziale Systeme' (Frankfurt/M. 1984, 286ff) entwickelt.

7) Wenn etwa J. Goody die Bedeutung von ‚Schrift' für die ‚Domestication of the Savage Mind' (Cambridge 1977) erörtert, so wechselt der Sinn von ‚Mind' beständig zwischen einem psychologischen Konstrukt eines psychischen Zustandes eines Personalsystems einerseits und einem soziologischen Konstrukt im Sinne von ‚gesellschaftlichem Bewußtsein' andererseits. Die Phänomene, die mit der letzteren Kategorie erfaßt werden, würde ich in der selbstreferentiellen Dimension sozialer Systeme beschreiben. Prinzipiell die gleiche Ambivalenz in der Modellierung der Medien findet sich auch bei Havelock (Preface to Plato, Oxford/New York 1977) und E. Eisenstein (op. zit.). Erst wenn die Bezugssysteme und Disziplinen auseinandergehalten werden, wird die Beziehung zwischen Schrift als Mittel der Gedächtnisentlastung und als ein soziales Medium zu einem Problem, welches sich kontrolliert behandeln läßt.

8) „Die Antike hat keine allgemeine Theorie der literarischen Prosa und der Prosaliteratur hervorgebracht, ... Die fiktionale Prosa ... kam als Subliteratur am allerwenigsten für irgendwelche theoretischen Bemühungen in Betracht. Doch auch die ‚anerkannten' Gattungen der nicht-fiktionalen Prosa - die philosophische Literatur, die Geschichtsschreibung, das fachwissenschaftliche Lehrbuch, der Brief - wurden lediglich durch die Imitation der je geeigneten Muster tradiert, nicht auch durch einen Inbegriff von Anweisung." M. Fuhrmann: Die antike Rhetorik, München/Zürich 1984: 9, vgl. auch ders.: Das systematische Lehrbuch, Göttingen 1960.

9) Die von Historikern immer betonte Tatsache, daß es nicht ‚die' mittelalterliche Stadt gegeben hat, hängt übrigens damit zusammen, daß sie nicht als Element. eines übergeordneten Sozialsystems standardisiert werden konnte, sondern prinzipiell die Möglichkeit besaß, sich als soziales System aus eigenem Recht zu konstituieren. Auf den ‚tragischen Gegensatz' zwischen Reichsgedanken und Nationalbewußtsein hat aus sprachsoziologischer Sicht L. E. Schmitt 1942 in seinem Aufsatz ‚Die sprachschöpferische Leistung der deutschen Stadt im Mittelalter' (Beitr. zur Gesch. d. dt. S. u. Lit., Bd. 66, Halle, hier 224/5) hingewiesen.

10) Eine noch immer grundlegende Zusammenstellung dieser ‚Familie' geben A. C. Klebs und K. Sudhoff in ihrer Arbeit: ‚Die ersten gedruckten Pestschriften' (München 1926, mit einem Faksimile von Steinhöwels Büchlein der Pestilenz, Ulm 1473) .

11) Im letzteren Werk lautet die Widmung: „Got dem allmechtigen zu Lob vnd seiner wirdigen mutter maria zu eren meine genedige herren der loblichen stat straßburg zu wohlgefallen". Abgesehen von dem Hinweis auf Städte sind regionale Begrenzungen der Adressaten in den Drucken des 15. und 16. Jh. eher selten. Ein seltenes Beispiel ist etwa: ,,Kurtz Regiment für das grausam hauptwehe und breune/ vor die gemein und armen heuflin hin und wieder im wasgaw und westerrich / gestellet durch Hieronymum Bock", Straßburg 1544.

12) Da die Vorreden sowohl der Drucker als auch der Autoren in den Inkunabeln zumeist die Form von ‚Briefen' haben, lassen sie sich nach dem Muster der ‚Briefsteller' (vgl. z.B. die ‚Formulare und Teutsch Rhetorica') gliedern. (Vgl. P. Joachimson: Aus der Vorgeschichte, der Formulare und Teutsch Rhetorica, in: Zeitschrift f. dt. Altertum u. Lit., Band 37 (in der Neuen Folge Band 25), Berlin 1893: 24 - 121, hier insbesondere 58ff). Interessanter ist freilich die Frage, warum die Vorreden gerade nach diesem Muster abgefaßt sind. Eine naheliegende Antwort ist sicherlich, daß der ‚Brief' das einzig bekannte Medium gewesen ist, um mit (unbekannten) Adressaten (indirekt) zu kommunizieren.

13) Die Beulenpest grassierte, wie Sudhoff mitteilt, gerade in der Umgebung von Ulm. (In Klebs/Sudhoff op. zit.: 194) Dort auch weitere Hinweise zur sozialen Einbettung des Pestbüchleins und zur Lebensgeschichte von Steinhöwel.

14) ‚Gemein' kann im Gegensatz zu der ‚gemaind' sowohl als Substantiv als auch adjektivisch gebraucht werden. Die ‚gemein' hat zu Beginn des 16. Jh. etwa die Bedeutung von ‚Öffentlichkeit', wie man z.B. an der Wendung ‚in die gemein geben' sehen kann. In der Nürnberger Ausgabe des Pestbüchleins von 1482 lautet die Widmung nicht [mehr] auf ‚gemaind' sondern auf die ‚gemein'.

15) In den Zeilen 41 bis 46 hatte Steinhöwel schon eine andere thematische Eingrenzung vorgenommen, indem er sich vornahm, nur von den ‚natürlichen (Ur)sachen' der ‚kranckheit' zu schreiben und ihre Bedeutung als göttliche Strafe (‚rute gottes) außer acht zu lassen. Diese Trennung ist eine Voraussetzung für die Emanzipation der neuzeitlichen beschreibenden Naturwissenschaften von mittelalterlichen religiösen Perspektiven auf die Welt.

16) Ein ähnliches Phänomen beschäftigt Jan-Dirk Müller in seinem Vortrag ‚Ich - ungenannt auf der Suche nach dem verlorenen Rezipienten'. In: Giesela Smolka-Koerdt, Peter M. Spangenberg, Dagmar Tillmann-Bartylla (Hg.): Der Ursprung von Literatur, Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650. München 1988

17) Diese These konfligiert mit der landläufigen Auffassung, daß die mittelalterlichen Handschriften eine unmittelbare soziale Funktion für die Erfahrungstradierung besessen haben. Vgl. dazu M. Giesecke: Überlegungen zur sozialen Funktion und zur Struktur handschriftlicher Rezepte im Mittelalter. In: LiLi, Heft 51/52: Fachsprache und Fachliteratur, Göttingen 1983: 167-184. (Wiederabgedruckt in M. Giesecke: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel, Ffm. 1998^2, S. 186-208)

18) Interessant ist, daß auch bei modernen Kommentatoren der ‚Pestbücher' der Versuch unternommen wird, die Ambivalenz der Werke zu eliminieren. So schreibt etwa Sudhoff, daß Steinhöwels Buch „für den augenblicklichen Bedarf gedruckt, lokal verzehrt" wurde. „Für den weiteren internationalen Gebrauch dienten im allgemeinen die Schriften der ehrwürdigen alten Autoren." (op. zit.: 104) Man hätte demnach eine bestimmte Gruppe von Werken, die für den regionalen Gebrauch bestimmt sind und eine andere Gruppe von ‚Gesundheitslehren', die für eine überregionale soziale Gemeinschaft bestimmt sind.

19) So spricht etwa Michael Schrick in der Vorrede seines Büchleins ‚Von allen Geprenten Wassern' davon, daß er dieses Werk „durch lieb und gebet willen Erberer personen/aus den Büchern zusamen colligiert und beschriben" habe. Diese Formel findet sich sowohl in einer Handschrift aus der Mitte des 15. Jh. (82.7 Aug. 8^0, Wolfenbüttel) als auch in den verschiedenen Drucken des 15. und 16. Jh. Es lohnt sich auch das Kolophon von Hartmann Schedels 'Weltchronik' zu dokumentieren, weil hier neben der Dankesformel auch recht gut der Charakter der Inkunabel als einer städtischen Gemeinschaftsleistung deutlich wird: „Hie ist entlich beschlossen das Buch der Chronicken vnd gedechtnus wirdigen geschihtē vō anbegyn̄ d[er] werlt bis auf dise vnßere zeit vō hohgelertē mannē in latein mit großem fleiß vnd rechtfertigung versamelt. vnd durch Georgium alten deßmals losungschreiber zu Nürmberg auß dēselben latein zu zeiten von maynung zu maynung. vnnd beyweylen (nit on vrsach) außzugs weise in diß teutsch gebracht. vnnd darnach durch den erbern vnnd achtpern Anthonien koberger daselbst zu Nürmberg gedruckt. auf anregūg vnd begern der erbern vnd weysen Sebalden schreyers vnd Sebastian kamermaisters burgere daselbst. vnd auch mitanhangung Michael wolgemutz vnnd Wilhelm pleyden wurffs maler daselbst auch mitburger die diß werck mit figuren wercklich geziert haben. Volbracht am XXIII tag des monats Decembris Nach der gepurt Christi vnßeres haylands MCCCCXCIII iar."

20) Zitiert aus dem Rundbrief zur Vorbereitung der Tagung. Der Leser wird die hier übernommenen Thesen in den Beiträgen von Gisela Smolka-Koerdt und Dagmar Tillmann-Bartylla in dem von ihnen und P. M. Spangenberg herausgegebenen Tagungsband wiederfinden. Vgl. Anm. 16.

21) ‚Hof und Stadt als Kommunikationssituationen/Bücher und Manuskripte als Kommunikationsmedien - Zum Umbruch von Sprech-, Schreib- und Interaktionsformen zwischen 1450 und 1550', Reader hrsg. von der Universität Gesamthochschule Siegen, GRMLA-Redaktion und H. U. Gumbrecht, Siegen 1983.

22) Vgl. zu dem Problem, die Cancione(i)ros in ‚Gebrauchssituationen' einzuordnen, H. U. Gumbrecht: Intertextualität und Herbst / Herbst und neuzeitliche Rezeption des Mittelalters, Cap. 3, in: Ähnliche Schwierigkeiten bestehen, wie der gleiche Autor in einem schon zitierten Aufsatz (vgl. Anm. 3) gezeigt hat, auch hinsichtlich der ‚Chanson de geste'.

23) Am Ende des Cancionero de Baena finden sich eine Reihe von Texten, die „allesamt zur Geburt Juans II im Jahr 1405 geschrieben wurden". Gumbrecht (op. zit.: 10/11, vgl. Anm. 22) nimmt an, daß diese Texte „nicht nur alljährlich zur Feier des Geburtstages von Juan II, sondern zu jeder Feier anläßlich einer Geburt oder eines Geburtstages am Hof verwendet werden konnten, abstrakter formuliert und mit dem Vorzeichen des ‚hypothetischen Versehen': die Text- Konfigurationen des Cancionero de Baena sind weder universal verwendbar, noch auf einmalige Ereignisse bezogen, vielmehr fügen sie sich in jeweils bestimmte Situationstypen des Hofes ein und können die solche Situationstypen konstituierenden Interaktionen strukturieren." In diesem Fall werden die Leser, wie Gumbrecht am Beispiel des Cancionero de LLavia nachweist, „nicht mehr in der Rolle von Teilnehmer im höfischen Spiel" angesprochen, sondern als lesendes Publikum. (op. zit.: 20, vgl. Anm. 22)

24) Ich übernehme hier die Übersetzung von H. U. Gumbrecht. Kursivsatz von mir. M.G.